Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 26 (1939)
Heft: 13: Sprachpflege und Mundart

Artikel: Die Mundartpflege als ein Teil unserer nationalen Erziehung
Autor: Bossard, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-534496

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN • 1. NOVEMBER 1939 26. JAHRGANG • Nr. 13

Die Mundartpflege als ein Teil unserer nationalen Erziehung*

Unsere nationale Eigenart
steht und fällt mit unserer Mundart.
Bundesrat Welti.

Vier Hauptpfeiler tragen die Unabhängigkeit und Selbständigkeit unseres Schweizerhauses: das Christentum, die geschichtlich gewordene Neutralität, die Volkswirtschaft und die nationale Eigenart der alamannischen Völkerschaften, deren Ahnen den Bund der 13 alten Orte, den Grundstock der heutigen Eidgenossenschaft, gegründet haben.

Wie sehen sie heute aus, diese Stützen unseres Staatswesens, das berufen scheint, den europäischen Völkern als Vorbild des friedlichen Zusammenwirkens von Menschen verschiedener Sprachen und Konfessionen zu dienen? — Das Christentum, ohne das kein Eid auf Recht, Gerechtigkeit und Brüderlichkeit möglich ist, bedroht die Fäulnis des Unglaubens. Wer keinen Gott kennen will, kann nicht Eidgenosse sein. An der Neutralität nagen die Würmer ausländischer Propaganda, und durch die Wirtschaft geht der klaffende Riss sich bekämpfender Interessengruppen und Klassen. Der vierte Pfeiler: die Eigenart der alamannischen Schweiz, die ihren Ausdruck in einer besonders ausgeprägten Mundart findet, bröckelt stetig ab. Ja, unser „Schwyzertütsch", die Sprache der Demokratie, die im Gegensatz zu den Dialekten unserer nördlichen Nachbaren hoch und nieder miteinander gemeinsam haben, ist merklich am Zerfallen, und Sprachwissenschafter prophezeien ihr Verschwinden aus den gebildeten Kreisen auf das Ende dieses Jahrhunderts. Kann uns das kalt lassen? Sind es wahre Vaterlandsfreunde, die uns zurufen: Lasst ruhig diese alte Säule bersten, das Schweizerhaus ruht auf andern sicher genug!? Gewiss, es braucht deswegen noch nicht zu stürzen; ein Tisch kann unter günstiger Belastung auch auf drei Füssen stehen. Aber sind wir überzeugt, dass keine weitere Stütze einbricht und den Fall herbeiführt?

Wenn sich in der alamannischen Schweiz der gesellschaftlich Höherstehende, der Gebildete für den täglichen Gebrauch einer andern Sprache bedienen will als sein geistig und materiell weniger günstig gestellter Volksgenosse, so löst er sich damit zu einem Teil vom Geiste der Eidgenossenschaft und begibt sich in Gefahr, diesen ganz zu verlieren. Dazu zitiere ich einen unserer besten Sprachgelehrten, Otto v. Greyerz, der wie vielleicht kein zweiter auch über die psychische Seite der Sprache tiefgründige Kenntnisse besitzt. Er schreibt: „Wer in einer bestimmten Sprache aufwächst, kann nicht anders als die Welt so anschauen und verstehen, wie diese Sprache (d. h. die dieser Sprache sich bedienenden dominierenden Kreise) sie anschaut und versteht."

Man erhebt dagegen den Einwand, unsere Westschweizer sprechen auch ihr Hochfranzösisch und seien deswegen nicht minder gute Eidgenossen als wir. Gewiss, das sind sie heute. Was aber erzählt uns die Ge-

* Ein Diskussionsbeitrag.

schichte? Sie haben ihre Patois — die übrigens viel verschiedener waren als unsere alamannischen Dialekte — zu einer Zeit aufgegeben, als die französische Sprache in fast ganz Europa, auch in der Schweiz und in Deutschland in der herrschenden Gesellschaft in Gebrauch war. Französische Sprache, französischer Geist, französische Waffen, französische Herrschaft! — War das nicht die sozusagen logische Aufeinanderfolge von Tatsachen im 18. Jahrhundert? Und welche Kreise waren damals für die Ideen des französischen Staatsabsolutismus, denen später diejenigen der Revolution folgten, am zugänglichsten? Wir wissen es. — „Wer in einer bestimmten Sprache aufwächst . . ."

Und wie stehen wir im 20. Jahrhundert? Die Gefährdung unserer Selbständigkeit ist erst in letzter Zeit ins Volksbewusstsein gedrungen. Der Wille zur Vereinigung der Schweiz mit Deutschland steckt aber seit über 100 Jahren in deutschen Köpfen. Ernst Moritz Arndt gab in seinem Gedicht: „Was ist des Deutschen Vaterland" (es war bemerkenswerterweise auch in schweizerischen Schulbüchern zu finden) eigentlich den Anstoss zur Vereinigung aller deutschen Stämme unter Preussens Herrschaft, und Gustav Droysen (1808—1884) hat diese Idee als innere Notwendigkeit wissenschaftlich zu begründen versucht. Fürst Bismarck suchte sie zu verwirklichen, und wir finden sie seither in mehr als einem Geschichtswerk offen oder verschleiert als Ziel der deutschen Politik niedergelegt. Deutsche Gelehrte, deutsche Zeitungen und deutsche Zeitschriften arbeiteten seither in diesem Sinne und beeinflussten die Literatur und Presse aller der schriftdeutschen Sprache sich bedienenden Völker. Die Eindeutschung der Schweiz machte unter ihren friedlichen Bemühungen „prächtige" Fortschritte. Der Erfolg zeigte sich von 1914 bis 1918. Welch gefährlicher Riss öffnete sich damals zwischen der alamannischen und der welschen Schweiz! Heute greift man sich an den Kopf und fragt sich: Wie waren derart schweizerische Sympathien für Deutschland und eine ans Krankhafte grenzende Hoffnung auf dessen Sieg bei uns möglich angesichts des Ueberfalles auf Belgien und der schon damals zutage tretenden alldeutschen Bedrohung, die in Aussprüchen wie: „Die Schweiz wird nicht mit Waffengewalt, sondern durch Professoren und Dienstmädchen erobert" oder „Nach dem Kriege holen wir die Schweiz mit der Berliner Feuerwehr" unserm eidgenössischen Bunde das nahende Ende prophezeiten. Wieso konnten damals schweizerische Blätter in Bewunderung über deutsche Erfolge als „von unsern Siegen" berichten! Die Antwort lautet: Deutsche Sprache, deutscher Geist, deutsche Beherrschung unserer öffentlichen Meinung. Das nämliche zeigte sich in der welschen Schweiz in entgegengesetzter Richtung. Wer eben in einer bestimmten Sprache aufwächst . . .

Die jüngsten Ereignisse jenseits unserer Grenzen und Hitlers offenes Programm „Mein Kampf" haben die günstige Wirkung gezeitigt, dass der Schweizer sich wieder auf sein Schweizertum besinnt, dass er eine geistige Abwehrstellung einnimmt in der Erkenntnis, dass deutsche Geistesnahrung, deutsche „Kultur" der Gleichschaltung und Vermassung für unsern eidgenössischen Bund, unsere eidgenössischen Ideale und unsere Selbständigkeit zu einem tödlichen Gifte geworden sind.

Die Schriftsprache stellt — bildlich gesprochen — die Leitung dar, durch die diese gegeneinander wirkenden Strömungen von einem Land ins andere fliessen könnten. Deutscherseits ist nun durch Verbote unsere Leitung abgebunden worden, und deshalb sagten sich viele Schweizer: Wenn das so ist, so wollen wir uns von der ganzen Austauschanlage abschnüren. Wir benützen unsere Mundart zum Ausdruck unserer Gedanken und lassen sie zu einer eigenen Sprache — wie etwa das Holländische — sich entwickeln.

So einfach ging und geht das jedoch nicht; denn unser Geistesleben ist allzusehr in der deutschen Schriftsprache verankert, und diese erleichtert zugleich den Verkehr zwischen unsern verschiedenen Dialektgebieten. Gegen eine gemeinsame schweizerdeutsche Schriftsprache, wie sie Herr Prof. Baer vorschlägt, wandten sich verschiedene Kreise. Das Für und Wider der so entstandenen Parteien hat immerhin allseitig die Einsicht gefördert, dass unserer Mundart inskünftig wieder ein höherer Platz gebührt als bisher, und dass Mundartpflege zu ihrer Erhaltung wie auch zur Erhaltung unserer Eigenart unumgänglich ist. Am 15. Mai 1938 wurde zu diesem Zwecke der „Bund für Schwyzertütsch" ins Leben gerufen. Er stellt sich die Aufgabe, der weitern Verdrängung unserer Mundarten kräftig entgegenzuwirken und ihnen dort, wo sie Boden verloren haben, ihr Recht zurückzuerkämpfen; denn die Mundarten sind ein geistiges Vätererbe, das wir durch den Zeitwandel hindurch zu erhalten bestrebt sein müssen, ein Erbe, das Jahrhunderte zurück die Zusammengehörigkeit der alamannischen Völkerschaften innerhalb unserer Grenzen bezeugt und das uns in Not und Bedrängnis als Erkennungszeichen dienen kann.

Unsern Buben und Mädchen soll daher der Wert und die schlichte Schönheit unserer ureigenen Heimatsprache, die urwüchsige Kraft ihres Ausdruckes nahe gebracht werden. Liebe für ihre angestammte Mundart soll in ihnen geweckt werden, wie sie die nordischen Völker zeigen, deren Sprachen mit dem Schweizerdeutschen sehr viel Verwandtes aufweisen. Unsere Jugend soll Freude darüber empfinden, dass wir in unserer Mundart eine eigene Sprache mit einer gewissen Eigengesetzlichkeit haben, soll sie hüten und pflegen, ohne sie mit dem Schriftdeutschen zu verquicken und zu verwässern.

So wenig es einem Sohne geziemt, sich seines einfach gekleideten Mütterchens zu schämen, so lächerlich machen wir uns, wenn wir unsere Muttersprache verleugnen und als solche die Schriftsprache bezeichnen. Sie ist es nun einmal nicht und wird es hoffentlich nie, so verwandt und ähnlich sie der unsrigen auch ist. Reue und Scham zu empfinden, wenn man im Reiche draussen unsere Aussprache des Schriftdeutschen geringschätzt, kommt bereits einer geistigen Unterwürfigkeit gleich. Sucht den Angehörigen eines andern Staates, der sich schämt, wenn man ihm beim Deutschsprechen den muttersprachlichen Akzent anmerkt! So etwas bringen nur Schweizer fertig, denen jegliches nationale Selbstbewusstsein abgeht.

Es ist wichtig, den erwähnten Ereignissen und Tatsachen Beachtung zu schenken, wenn man die Mundartpflege als Teil unserer nationalen Erziehung richtig einschätzen will.

Bei jeglicher Sprachpflege hat man seine Aufmerksamkeit vor allem auf treffende Wortwahl, auf deutliche Aussprache und auf die Sprachregeln im Satzbau zu richten. Das gilt auch für die Dialekte, die sich, je eigenartigern Charakter sie haben, unter Umständen zu eigenen Sprachen entwickeln können. Auf dem Waagebalken dieser Möglichkeit steht auch unser Schweizerdeutsch, und das ist für unsere nationale Selbständigkeit vorteilhaft, indem dadurch die ausländische Propaganda durch das viel wirksamere gesprochene Wort erschwert wird. Zum Schutze unserer Mundart und um Missverständnisse auszuschalten, müssen wir darum verlangen, das wir das Schriftdeutsche nicht als unsere Muttersprache bezeichnen. Richtige Wortwahl ist für diesen Begriff besonders angezeigt.

Mutter! Welche Werte birgt dieser Ausdruck für das Kind: die ersten Koselaute, die liebreichsten Trostesworte und Ermahnungen, die nachhaltigsten Belehrungen über den lieben Gott und den Schutzengel. Der Mutter Laute ahmte es nach und lernte so sprechen; nicht in der Schriftsprache, sondern in der Mundart. In der Schule wird ihm nach und nach beigebracht, dass seine Mutter, sein Vater und es selber „schlecht deutsch" spre-

chen und dass es die „gute" Muttersprache, das Schriftdeutsch, erst erlernen müsse. Kinder in den ersten Schuljahren sind nicht kritisch. Viele sind vielleicht enttäuscht, viele staunen, viele lächeln oder freuen sich gar über das Neue, und alle glauben. Wird dadurch das nationale Selbstbewusstsein unserer Jugend gestärkt? Ich weiss von der eigenen Schulzeit her, dass sich in mir jeweilen etwas gegen das korrekte Sprechen der Schriftsprache aufbäumte, eben deshalb, weil man sie als Muttersprache bezeichnete. Ging es mir allein so?

Bezüglich der Wortwahl herrscht eine schlimme Gewohnheit, die unbeschadet unserer Eigenart verschwinden dürfte, nämlich die, menschliche Körperteile und menschliche Tätigkeiten mit Ausdrücken zu belegen, die nur für Tiere gebraucht werden sollten. Wenn es — namentlich in Erregungszuständen — geschieht, lässt das unsere Muttersprache als roh und hässlich erscheinen; das muss ihr schaden. Gelänge es, unserer Jugend die Liebe zur Muttersprache einzupflanzen, wie sie andere Völker besitzen, dann würde das Jungvolk bei der Wortwahl im täglichen Verkehr sicher etwas vorsichtiger und gesitteter. Dazu ist unbedingt erforderlich, dass man die Kinder auch in der Mundart beten lehrt (Vaterunser von Pfarrer Kronenberg); das Fluchen dürfte dann seltener werden.

Gemeint ist natürlich nicht, man solle alle urchigen, bodenständigen Ausdrücke meiden. Im Gegenteil, wir dürfen sehr wohl dem zutreffenden schweizerdeutschen Wort vor dem ans Schriftdeutsche angeglichenen den Vorzug geben, z. B. lisme, ghyje, lätz, Linger, Bölle, Guttere, Hegel usw. anstatt stricke, falle, falsch, Lineal, Zwible, Fläsche, Sackmässer.

Nebst der Wortwahl ist auch die Aussprache unserer Mundarten arg vernachlässigt und bei manchen Kindern und Erwachsenen eigentlich nur noch ein sogenanntes „Lurggen". Richtiges Schweizerdeutsch besitzt aber so zahlreiche feine lautliche Abstufungen, die beim Erlernen jeder Fremdsprache zu Vergleichen herangezogen werden könnten, dass sich eine Pflege schon in dieser Hinsicht lohnen müsste. Wie kraftvoll, schön und heimelig klingen deutlich vorgetragene Dialektgedichte und Ansprachen! Es ist bedauerlich, dass verhältnismässig viele gebildete Schweizer sich ihrer Mundart nicht mehr recht bedienen können, wenn sie zu einer Versammlung reden wollen. Nicht wenige scheuen sich auch, ihre Muttersprache zu gebrauchen, weil sie einem andern Dialektgebiet entstammen und meinen, sie werden aus diesem Grunde abgelehnt oder doch nicht genügend verstanden. Diese Befürchtung ist heutzutage, wo die Eidgenossen infolge der Erwerbsverhältnisse durcheinander gewürfelt werden, wirklich grundlos und dürfte höchstens in abgelegenen Bauerndörfern noch mit einiger Berechtigung vorgebracht werden. Für alle Schweizer aber sollte der Spruch gelten:

Und redet mein Bruder auch andern Laut,
Die Sprache der Freiheit ist jedem vertraut.

Und diese Sprache der Freiheit lebt in unserm „Schwyzertütsch" mit seinen verschiedenen Mundarten. Jeder spricht diejenige, die ihm die Mutter ins Leben mitgegeben, und jeder alamannische Eidgenosse versteht den andern und achtet des andern persönliche Eigenart. Gerade das erhöht in uns die Fähigkeit, mit unsern Bundesgenossen romanischer Abstammung in Freiheit friedlich und brüderlich zusammenzuhalten. Mundartpflege in diesem Sinne ist ein Teil unserer nationalen Erziehung.

Welche Aufgabe fällt hierin der Schule zu? Wir wollen sie nicht überbürden; denn die Arbeit, unsern Kindern das Schriftdeutsche beizubringen, verschlingt viel Zeit und kann der Schule nicht abgenommen werden. Mir ist meine Muttersprache zu lieb, als dass ich sie der Schule zur Pflege anvertrauen möchte; denn niemand gibt seinen Stubenvogel zur Obhut dem, der an dessen Ver-

schwinden ein Interesse hat. Ich kenne mehr als ein Dutzend Kollegen, denen das Verständnis für Mundarten abgeht und die es bedauern, dass unsere Schüler nicht schon schriftdeutsch sprechend zur Schule kommen. Von solchen Lehrern ist für Mundartpflege nichts zu hoffen, so wenig wie von jenen, die über jedes Stück Mehrarbeit ungehalten sind. Für sie sind diese Zeilen umsonst geschrieben. Mundartpflege ist Verständnis, Liebe und Opfersinn für die Eigenart unseres Volkes. Wer da nicht freudig mittun mag, der lasse es bleiben; er wird uns so den grössern Dienst erweisen. Eines aber ist auch von ihm streng zu fordern: Kein Kind darf wegen seiner Mundart gehänselt oder gerügt werden; keinem darf diese als hässlich bezeichnet werden.

Jene Kollegen aber, deren Liebe zur Muttersprache noch nicht erkaltet ist — und ich hoffe, es möchten recht viele sein —, werden den Weg und das Mass bei der Mundartpflege in der Schule ohne lange Rezepte finden. Ich rate ihnen nur das eine: Weckt Liebe und Freude an unsern verschiedenartigen Heimatsprachen durch Vorlesen mundartlicher Lesestücke und Gedichte. Jede Mundartstunde soll für die Schüler ein Genuss sein. Sie dürfen auch angeregt werden, freiwillig Mundartaufsätzchen zu schreiben. Dazu hat sie der Lehrer mit der Mundartschreibweise bekannt zu machen. Dieses ist nicht schwer und kann während einigen Schönschreibstunden etwas geübt werden. (Anleitung dazu findet man in einem Broschürchen, das im Verlag Orell Füssli, Zürich, für Fr. 1.50 zu beziehen ist: „Schwyzertütschi Dialäktschrift", Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte von Prof. Dr. Eugen Dieth.) — Solche Aufsätzchen werden meist sehr originell. Sie schaffen Freude und lassen sich überdies für den Unterricht im Schriftdeutschen vortrefflich auswerten. Der Lehrer korrigiere sie nur dort, wo sie in die Schriftsprache oder in zu derbe Ausdrucksweise entgleisen.

Eine Befürchtung möchte ich noch erwähnen, denn sie ist bei unklugem Vorgehen nicht ganz unbegründet: die Schüler könnten dadurch Einbusse in der Rechtschreibung des Schriftdeutschen erleiden. Bei mittlern und schwachen Schülern ist diese Gefahr vorhanden und zwar umso mehr, je stärker wir die Mundartschreibweise der Schriftsprache angleichen wollen. Sie vermindert sich, je mehr die erstere von der letztern abweicht. Im Schüler muss das Bewusstsein geweckt werden, dass er in der Mundart etwas ganz anderes vor sich hat, und dass er sich beim Schreiben des Hochdeutschen nie auf seine Muttersprache verlassen kann. Dieses Bewusstsein fehlt heute unsern Schülern zu einem grossen Teil, und dieses Nichtauseinanderhalten von Schriftsprache und Dialekt gibt Anlass zu einer Unmenge von Fehlern. Mundartschreibweise fordern wir übrigens von den Schülern nie. Dummköpfe und Faulpelze versündigen sich dann an ihr nicht, indem sie keine freiwilligen Denkarbeiten auf sich nehmen. Geweckte Kinder aber freuen sich daran und werden durch sie mächtig angeregt, über phonetische Eigentümlichkeiten nachzudenken, was ihnen später bei Erlernung einer Fremdsprache zustatten kommt. Uebersetzungen vom Dialekt ins Schriftdeutsche und umgekehrt sind weniger beliebte, aber sehr lehrreiche Uebungen.

Weitere Anregungen für die Mundartpflege in der Schule halte ich vorläufig für überflüssig. Hingegen könnten sich die Lehrer für die Stützung unserer Mundart ungemein grosse Verdienste erwerben, wenn sie hin und wieder kleine Einsendungen im Dialekt in den Zeitungen veröffentlichten und die Bestrebungen des „Bundes für Schwyzertütsch" nach Kräften förderten.

Ein Aufbäumen unserer Heimatsprachen gegen die zunehmende Verdeutschung geht gegenwärtig durch unser Land. Die schweizerische Lehrerschaft trägt mit an der Verantwortung, ob dieses Aufbäumen das letzte

sein, ob die Sprache und mit ihr der Geist unserer Altvordern untergehen soll.

Dazu folgendes Gedicht von Meinrad Lienert:

Vergoh muess üsri Muettersproch!
Mer fönd si aa verlüre.
Si chunt wie 's Ähnimuetters Tracht
Z'letscht hinder d'Chaschtetüre
Glych, d'Sproch, diè hemmer länger trait
Und s' wurd au mit re meh abglaid.

Si hät halt nüd blöiss ussevür,
Äs wie ne alte Tschope,
Si hät au nüd blöiss ob dr Tür
Wie 's Ähnis Heldewope.
Wurd einischt üsri Sproch us-to,
Müesst us em Härz mängs Würzli no.

Mängs Würzli, wo drus 's Schwyzergmüet
Ischt cho wie d'Bluescht dur d'Alpe.
Die sältstne Blueme zerrt men us,
Strählt d'Weide allethalbe.
Fyfälterli, beit nu e Rung,
Gohscht zletscht für suscht no ihrem Hung.

Zug. *H. Bossard.*

Schriftdeutsch und Mundart in der Volksschule

Auf Ersuchen der Schriftleitung sind wir gerne bereit, einige Gedanken zu dem im Titel angedeuteten Widerstreit der Meinungen zu äussern. Wir wissen zwar aus eigener Erfahrung: Seitdem die „Schwyzersprochbiwegig" in unsere Schulstuben vorgedrungen ist, gilt es als ein Wagnis, vor einem Ueberborden der damit verbundenen Bestrebungen zu warnen. Denn wer da nicht vorbehaltlos mitgeht, dem werden nicht selten Verständnis und Liebe für die heimische Umgangssprache, manchmal sogar die vaterländische Gesinnung abgesprochen. Von den Lesern einer Fachzeitschrift darf man erwarten, dass sie für eine sachliche Behandlung dieser Fragen zugänglich sind.

Zunächst muss der weit verbreiteten Meinung entgegengetreten werden, die Volksschule habe bis anhin für die Pflege der Mundart nichts getan. Und doch führen schon rein psychologische Ueberlegungen dazu, im Unterricht an die Mundart anzuknüpfen. Ferner wird dem Lehrer aus Gründen des Heimatschutzes, der nationalen Erziehung und der Charakterbildung ein gelegentliches liebevolles Verweilen bei der Mundart zur Pflicht gemacht. In jeder Schule werden daher jährlich einige mundartliche Prosamuster, Gedichte, Lieder und Sprüchlein gelesen und auswendig gelernt. Dabei findet eine Anpassung an die heimische Mundart statt. Der luzernische Lehrplan, dem wir diese Vorschriften entnehmen, verlangt dann allerdings auch, dass das in der Mundart gesprochene Wort in die Schriftsprache zu übertragen sei. Diese Forderung, wie auch die weitere, dass in den obern Klassen der Dialekt nur noch gelegentlich und besonders zur Erklärung einzelner Ausdrücke und ganzer Redewendungen herbeigezogen werde, entspricht der Notwendigkeit, dem heranwachsenden Schüler möglichst viel Gelegenheit zur Uebung der schriftdeutschen Sprache zu bieten. Darum wird auch der gewohnheitsmässige Gebrauch der Mundart im Unterricht verpönt. Diese nicht selten den ganzen Unterricht beherrschende Lässigkeit ist die Hauptursache der Misserfolge im Sprachunterrichte. Die damit zusammenhängende Forderung, als Unterrichtssprache sei die Schriftsprache zu gebrauchen, lässt sich mit der bewussten Pflege der Mundart ganz gut vereinbaren.

Aus diesen Ausführungen ergibt sich ohne weiteres unsere Stellungnahme zur Forderung: Das Schwyzertütsch darf in der Schule nicht nur als Mittel zum Zweck betrachtet werden, vielmehr verdient es um seiner selbst willen gepflegt und gefördert zu werden. Insofern hier die Heranziehung der Mundart als Mittel zum Zweck vorangestellt